

Linguistische
Arbeiten

431

Herausgegeben von Hans Altmann, Peter Blumenthal,
Hans Jürgen Heringer, Ingo Plag, Heinz Vater und Richard Wiese

Grammatikalisierung, Spracherwerb und Schriftlichkeit

Herausgegeben von
Helmuth Feilke, Klaus-Peter Kappest
und Clemens Knobloch

Max Niemeyer Verlag
Tübingen 2001



Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Grammatikalisierung, Spracherwerb und Schriftlichkeit / hrsg. von Helmuth Feilke – Tübingen : Niemeyer, 2001

(Linguistische Arbeiten ; 431)

ISBN 3-484-30431-6 ISSN 0344-6727

© Max Niemeyer Verlag GmbH, Tübingen 2001

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Printed in Germany.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Druck: Weihert-Druck GmbH, Darmstadt

Einband: Industriebuchbinderei Nädele, Nehren

Inhalt

Vorwort.....VII

Helmuth Feilke, Klaus-Peter Kappert, Clemens Knobloch

Grammatikalisierung, Spracherwerb und Schriftlichkeit – Zur Einführung ins Thema.....1

Gabriele Diwald

Ein diachrones Phasenmodell der Grammatikalisierung der Modalverben.....29

Rosemarie Tracy

Spracherwerb durch Epigenese und Selbstorganisation49

Clemens Knobloch

Wie man „den Konjunktiv“ erwirbt67

Klaus-Peter Kappert

Rekodierungen auf dem Weg zum „Komparativ“91

Helmuth Feilke

Grammatikalisierung und Textualisierung – „Konjunktionen“ im Schriftspracherwerb107

Jakob Ossner

Orthographische Formulare127

Sabine Afflerbach

Grammatikalisierungsprozesse bei der Entwicklung der Kommasetzungsfähigkeiten155

Bernd Fichtner

Grammatikalisierung als kulturelle Aneignung –
die Perspektive der Kulturhistorischen Schule167

Vorwort

Der vorliegende Sammelband geht zurück auf eine Tagung, die unter dem Thema „Aneignung und Entwicklung – Grammatikalisierung und Rekodierung in der Genese von Sprache, Schrift und Schreiben“, im Dezember 1997 im Rahmen des Graduiertenkollegs „Intermedialität“ an der Universität-GH-Siegen stattgefunden hat.

Den Anstoß zur Beschäftigung mit dem Thema „Grammatikalisierung und Spracherwerb“ bildete die Beobachtung, daß Phänomene des kindlichen Spracherwerbs, die man gemeinhin mit Termini wie „Rekodierung“ oder – im Anschluß an Annette Karmiloff-Smith – „representational redescription“ bezeichnet, in manchen Fällen Phänomenen der Reanalyse in der Soziogenese ähnlich sind. In beiden Fällen führen diese Phänomene zu einer Art von Grammatikalisierung. Mit Blick auf die Ontogenese meint „Grammatikalisierung“ einen Entwicklungsfortschritt des Kindes, der von den vorgrammatischen Einwortäußerungen zur Hervorbringung grammatisch normkonformer Sprachwerke führt. Dem gegenüber stehen manchmal ähnlich gelagerte Fälle in der Soziogenese, bei denen die Grammatikalisierung in Form eines diachronen Prozesses der Desemantisierung, Formalisierung und Schematisierung semantischer Optionen auftritt.

Den Ausgangspunkt unserer Überlegungen bildete somit die These, daß es in der gemeinsamen Entwicklung von Sprechen und Schreiben des Kindes Grammatikalisierungsprozesse gibt, die Parallelen aufweisen zu solchen, die in der Soziogenese unserer literalen Kultur aufgetreten sind. Diese These will keinesfalls die alte Idee wieder aufleben lassen, daß der kindliche Spracherwerb ein Nachvollziehen der Soziogenese im Zeitraffer darstelle. Sie behauptet lediglich, daß sich in der Sprech- und Schreibentwicklung von Kindern Grammatikalisierungsprozesse abspielen, die, wenn die Kinder vor ähnliche Probleme gestellt werden, wie die Sprechergemeinschaft zu einem vergangenen Punkt der Soziogenese, zu kongruenten Ergebnissen führen. Zentral ist dabei der Begriff des „kritischen Kontextes“ von Gabriele Diewald, den sie – neben anderem „Handwerkszeug“ der diachronen Grammatikalisierungsforschung – in ihrem Beitrag am Beispiel der soziogenetischen Grammatikalisierung der Modalverben im Deutschen entwickelt. Dieses „Handwerkszeug“ läßt sich häufig sehr fruchtbar auch auf Erwerbsfragen anwenden, wenn man als tertium comparationis den Umstand nimmt, daß es historisch und ontogenetisch beständig um Reanalysen geht.

Der vorliegende Sammelband beschäftigt sich, angestoßen von dieser These, allgemein mit Grammatikalisierungsphänomenen im Erstspracherwerb. Einen Überblick über das gesamte Problemfeld bietet die thematische Einleitung der Herausgeber. Darin wird unter anderem auch deutlich, daß man unter dem Blickwinkel von Phänomenen der Grammatikalisierung die Entwicklung von Sprechen und Schreiben beim Kind als gleichberechtigte, integrale Bestandteile ein und desselben ontogenetischen Prozesses betrachten muß. In einer durch und durch literalisierten Kultur wie der unseren wird ein Kind bereits von Geburt an beständig mit den Erscheinungen der Schriftlichkeit konfrontiert. Das führt zwangsläufig zu einer genuinen Integration der Schreibentwicklung in den Erstspracherwerb. Sprechentwicklung und Schreibentwicklung sind zwei Aspekte eines komplexen ontogenetischen Vorganges.

VIII

In den Beiträgen von Tracy, Knobloch und Kappest werden vor allem Grammatikalisierungsphänomene in der Sprechentwicklung aufgegriffen, während Feilke, Ossner und Afflerbach sich dem Aspekt der Schreibentwicklung widmen. Rosemarie Tracy skizziert auf der Basis einer nativistischen Spracherwerbtheorie ein Modell, das mit spontanen Reanalysen arbeitet, die von kritischen Kontexten „getriggert“ werden und die es dem Kind ermöglichen, nach den Prinzipien der Selbstorganisation in dynamischen Systemen, komplexe grammatische Strukturen zu generieren, wie beispielsweise die Satzklammer im Deutschen. Clemens Knobloch und Klaus-Peter Kappest greifen unterschiedliche konkrete Schritte der Sprechentwicklung auf und zeigen, wie es durch eine Folge von mehreren Schritten der Rekodierung zu einer normkonformen Grammatikalisierung im Erstspracherwerb kommt. Das exemplarische Problemfeld bildet dabei in einem Fall der Konjunktiv und im anderen Fall der Komparativ. Den Übergang zum Aspekt der Schreibentwicklung bildet der Beitrag von Helmuth Feilke. Am Beispiel der Satzkonjunktionen geht der Aufsatz auf Ursachen der Grammatikalisierungsdynamik im Schriftspracherwerb ein und belegt u.a. am Beispiel der Opposition von „das“ und „daß“ im Deutschen Parallelen von Grammatikalisierungsphänomenen in Soziogenese und Ontogenese. Weiter in den Bereich der Schrift im engeren Sinne stößt Jakob Ossner vor. Indem er das Handwerkszeug der diachronen Grammatikalisierungsforschung auf Phänomene des Orthographierwerbs anwendet, kommt er zu einem Modellansatz der Formularisierung und Schematisierung, der auch didaktisch eine neue Sicht eröffnet. Neue Aspekte der Grammatikalisierung in der Schreibentwicklung zeigt Sabine Afflerbach an einem genuin schriftsprachlichen Phänomen auf: der Kommasetzung. Diachron betrachtet ist die Entwicklung der Kommatierung das Musterbeispiel einer Grammatikalisierung: Das Komma entwickelt sich von einem rhetorischen zu einem grammatischen Segmentierungswerkzeug. In der Ontogenese nimmt zwar die Entwicklung der Kommatierung einen anderen Weg, doch zeigen sich auch dort Aspekte von Grammatikalisierung – vor allem in frei geschriebenen Kindertexten, in denen sich eine Kommatierung ohne vorangegangene Unterweisung in das Setzen von Kommata findet. Zum Abschluß des Sammelbandes gibt Bernd Fichtner der Diskussion noch eine Wendung in die Grundlagen der empirischen Pädagogik. Als Gegenstück zu den kritischen Kontexten Diewalds setzt er die Phänomene der ontogenetischen Grammatikalisierung in Relation zum Modell der (kritischen) Altersstufen von Lev Wygotski und geht der Frage nach, ob vielleicht die kritischen Übergänge zwischen den Altersstufen in Wygotskis Modell (Krise des Einjährigen, Krise des Dreijährigen etc.) ein besonders fruchtbarer Boden für Grammatikalisierungen sind.

Wir danken dem Graduiertenkolleg „Intermedialität“ der Universität-GH-Siegen, das uns die Durchführung der Tagung ermöglicht hat. Die Ergebnisse der lebendigen und verschiedentlich kontroversen Diskussion sind in die hier vorgelegten Beiträge ebenso eingearbeitet worden, wie die jüngste Forschungsdiskussion zum Thema. Dafür danken wir den Teilnehmern und vor allem den Autorinnen und Autoren, ohne deren Kooperationsbereitschaft das Buch nicht entstanden wäre. Frau Bettina Lange gebührt der abschließende Dank für die Erstellung der Druckfassung.

Siegen, im Juni 1999.

Helmuth Feilke, Klaus-Peter Kappest, Clemens Knobloch

Helmuth Feilke, Klaus-Peter Kappert, Clemens Knobloch

Grammatikalisierung, Spracherwerb und Schriftlichkeit – Zur Einführung ins Thema

Die folgende Einleitung entwickelt einen Prospekt, der die verschiedenen Perspektiven auf Grammatikalisierung und Spracherwerb, die in den Beiträgen dieses Bandes artikuliert werden, aufeinander beziehen soll. Die drei Pole der Diskussion sind *Sprachwandel*, *Spracherwerb* und *Sprachmedialität*, respektive Schriftlichkeit. Der Terminus Grammatikalisierung ist zunächst eingeführt in der Theorie des Sprachwandels (vgl. Diewald, in diesem Band). Die Theoreme des Denkmodells finden Entsprechungen in psycholinguistischen Konzepten der Rekodierung (vgl. Knobloch i.d.B.) bzw. Rekonstruktion (vgl. Tracy i.d.B.) und sind in diesem Sinn heuristisch auf Fragen des Spracherwerbs beziehbar. Soziogenese und Ontogenese von Sprache bzw. sprachlicher Kompetenz ihrerseits sind mit der Einführung der Schrift durch eine erheblich gesteigerte Grammatikalisierungs- bzw. Rekodierungsdynamik ausgezeichnet. Die Invention der Schrift im Kontext konzeptioneller Literalität treibt die Grammatikalisierung der Sprache weit über das im Sprechen mögliche und erforderliche Maß hinaus. Erst die Schrift stellt den flüchtigen Laut fest und reanalysiert ihn im Blick auf verschiedene sprachliche Funktionskontexte. Sie prägt auch ontogenetisch den kritischen Übergang von der primär empraktischen zur sprachlichen und in der Folge syntaktischen Feldbestimmung bzw. -bestimmtheit der Zeichen. Der Schwerpunkt unseres Interesses gilt dabei dem Erwerb (vgl. Afflerbach, Feilke, Ossner i.d.B.).

Der erste Teil der Einleitung legt den Akzent auf den methodologischen Rahmen und Nutzen des Grammatikalisierungskonzepts. Der zweite Teil thematisiert den Gewinn für Theoriebildung und Deskription im Spracherwerb, und der dritte Teil geht ein auf den Zusammenhang von Grammatikalisierung und Spracherwerb aus dem Blickwinkel der Diskussion zu Schrift und Schriftlichkeit.

1. Grammatikalisierung: Methodologische Optionen

1.1. Entwicklung und Rekodierung

Vor aller im engeren Sinne linguistischen Spezifizierung verstehen wir Grammatikalisierung in dieser einleitenden Skizze als ein Paradigma soziogenetischer und ontogenetischer Rekodierungsprozesse. Rekodierung i.S. der Reanalyse, Akkommodation und Differenzierung von Verhaltensschemata und Zeichenverhältnissen ist ein elementares Entwicklungsprinzip. Der Grundgedanke dieses Entwicklungsprinzips lässt sich über den Zusammenhang dreier Konzepte beschreiben: Varianz/Polyvalenz, Konflikt, Schema-Akkommodation & -Differenzierung. Das damit bezeichnete Denkmodell kann auf Entwicklungsprozesse verschie-

denster Art bezogen werden und soll einleitend an einem in der Linguistik bekannten Bildfeld, nämlich dem der Zahlungsmittel, veranschaulicht werden:

Im Warentauschsystem eignen sich bestimmte Waren (Varianz) *besonders* (Konflikt) als universelle Tauschmittel (z.B. Salz). In der Folge wird das Schema der Verwendung von Salz als Lebensmittel reanalysiert und ist neu codierbar als Verwendung von Salz als Tauschmittel (Schema-Akkommodation). Verbrauchs- und Tauschfunktion differenzieren sich. Die Ausdifferenzierung und Stabilisierung des Tauschmittelschemas ermöglicht wiederum die Entdeckung von Varianz im Tauschmittelschema. Manche Tauschmittel eignen sich *besonders* auch zur Wertspeicherung (Edelmetalle). Tauschfunktion und Speicherungsfunktion differenzieren sich. Es entstehen Zahlungsmittel einerseits, Anlagemittel andererseits. Für die Zahlungsmittel wird der Warenwert nebensächlich (Senkung des Edelmetallanteils, Papiergeld, Cheques etc.). Zahlungsmittel haben ihren Wert nur qua Waren- und also Marktpreis. Ihre Substanz ist für den Wert uninteressant. Für die Anlagemittel wird der möglichst stabile, möglichst universelle Äquivalenz-Wert zentral (z.B. Gold, Immobilien). Hier spielen Eigenschaften der Substanz eine entscheidende Rolle. Die Ausdifferenzierung des Speicherungsschemas führt wiederum zur Entdeckung der Varianz in diesem Schema: unterschiedliche Speicherungsoptionen (Vermögen, Guthaben, Anteile etc.). Die Buchführung über Guthaben führt zur Ausdifferenzierung des Buchgeldes als abstrakte, rein informationell-rechnerische Größe, wobei ausschließlich der rechnerische Wert im Geldmarkt entscheidend ist.

Das Beispiel hat für das Verständnis des Konzepts von Rekodierung, das wir unserer Argumentation zugrundelegen, einigen heuristischen Wert:

- Es zeigt zunächst das zyklische Muster von Rekodierungen, als eine *Folge* aufeinander aufbauender Entwicklungsschritte.
- Das Beispiel zeigt zugleich auch die Genese eines strukturierten *Systems von Optionen*, das durch das Handeln hervorgebracht wird und dieses selbst prägt. In diesem Sinn beschreibt bereits Schlegel (1818) das semantische Verblässen des Eigenwerts von Lexemen und deren sukzessive sprachliche Grammatikalisierung analog zur Entstehung des Papiergeldes aus Edelmetall-Münzen. Auch Papiergeld funktioniert nur in einem *System* abstraktiv bestimmter Werte.
- Ein weiterer Gesichtspunkt wird im Beispiel deutlich: Frühe Rekodierungsergebnisse sind durch den Fortgang der Entwicklung nicht ad acta gelegt. Sie bleiben in einem systemisch zunehmend spezifizierten Funktionskontext erhalten und können in der Funktion u.U. fakultativ erweitert werden (z.B. Sammlermünzen).
- Eine ungeklärte Frage betrifft das Verhältnis von Soziogenese und Ontogenese. Für heutige Kinder ist Geld ein Gegenstand ihrer Kultur. Sie müssen es nicht neu erfinden. Gleichwohl ist für das Handeln mit Geld die Entwicklung der zugrundeliegenden Handlungsschemata erforderlich. Sie müssen also ontogenetisch von jedem Kind wieder konstruiert werden.

Der Rekodierungsgedanke ist fruchtbar also nicht nur für die Sprachanalyse, und innerhalb der Sprache gilt er auch nicht nur für grammatische Entwicklungen. Allerdings führen Rekodierungsprozesse im sprachlichen Bereich – und exemplarisch ist hierfür die grammatische Ordnung des Ausdrucksverhaltens – zu einem außerordentlich hohen Grad gebildeter Formierung und Strukturierung.

1.2. Grammatikalisierung: diachron, synchron und ontogenetisch

GRAMMATIKALISIERUNG DIACHRON:

In genau diesem Sinn ist „Grammatikalisierung“ ein eingeführter Terminus der diachronen Sprachwissenschaft. Er bezeichnet einen gerichteten und in der Regel unumkehrbaren Prozess „leading from lexemes to grammatical formatives“ (Lehmann 1995:VIII). Typischerweise involviert das Vorrücken eines (ursprünglich lexikalischen) Elements auf einer diachronen Grammatikalisierungsskala bestimmte Parameter: Abnahme der (semantischen und syntaktischen) Autonomie, der Integrität des Zeichens, Zunahme der Kohäsion des Zeichens mit seiner Umgebung, Rückgang der Variabilität, Paradigmatisierung (vgl. das Schaubild in Lehmann 1995:123). Nicht selten bleibt freilich das lexikalische Ausgangselement eines diachronen Grammatikalisierungsprozesses neben seinen Abkömmlingen ebenfalls als solches erhalten.

Was durch eine solche diachrone Grammatikalisierungsskala verbunden ist, das rechnet man gewöhnlich zu ein und derselben funktionalen, grammatisch-semantischen oder pragmatischen Dimension des Sprechens, obwohl man im Einzelfall natürlich darüber streiten kann, ob die Herausbildung eines periphrastischen Futurs aus dem ENGL. Vollverb /go/:

/I'm going/ → /I'm going to buy a car/ → /I'm gonna go, be.../

oder die Herausbildung einer Präposition aus einem verbalen Partizip oder aus einem relationalen Nomen wirklich Prozesse sind, die in einer funktionalen Dimension stattfinden bzw. verbleiben. Es gibt jedoch definitiv auch diachrone Grammatikalisierungsprozesse, in deren Verlauf lexikalische Formen und grammatische Schemata die dominante Funktionssphäre wechseln, etwa wenn prädierte Possession mit Hilfe eines EXIST-Prädikators und eines LOC-Elements ausgedrückt wird: „bei mir gibt es“ für /ich habe/, wie man es nicht selten findet (vgl. z.B. Heine 1997).

Diachrone Grammatikalisierungsprozesse sind in den letzten 15 Jahren in Theorie und Empirie gründlich erforscht worden, was möglicherweise eine Trendwende auch der synchronen Linguistik anzeigt: Die nämlich scheint zusehends wieder an der Erkenntnis Gefallen zu finden, dass die synchronen Funktionssysteme des Sprechens ohne Rekurs auf ihre diachrone Genese nicht restfrei analysiert werden können.

GRAMMATIKALISIERUNG, SYNCHRON:

Logisch relativ unabhängig von den Hypothesen und Theorien der diachronen Grammatikalisierungsforschung ist die Annahme, dass sich die verschiedenen in einer funktionalen Dimension des Sprechens zur Verfügung stehenden Optionen ebenso oder ähnlich in synchronen Grammatikalisierungsskalen anordnen lassen. Was in der Diachronie gewöhnlich unterstellt wird: die geordnete „Verwandtschaft“ der in einer Skala vereinten bzw. benachbarten Erscheinungen, das wird in der synchronen Sphäre sofort zum explikationsbedürftigen Problem: Was gehört eigentlich in ein und dieselbe „funktionale Dimension des Sprechens“? Natürlich hält keine Einzelsprache im Normalfall den kompletten Satz von Optionen bereit,

der in einer diachronen Skala durch Nachbarschaft verbunden wäre.¹ Wenn etwa ein typischer diachroner „Grammatikalisierungskanal“ (Lehmann 1995) für die grammatische Kategorie des Futur die folgenden Stufen aufweist:

[Vollverb → Hilfsverb → klitisches Hilfsverb → agglutinative Flexion → fusionierende Flexion]

dann finden wir zwar möglicherweise diachrone Zyklen, die alle diese Stufen durchlaufen (vgl. etwa für die Diachronie pronominaler Elemente die Arbeit von Limburg & de Groot 1986), jedoch kaum Sprachzustände, welche alle diese Optionen zugleich bereithielten. Vielmehr verfügen natürliche Sprachen in der Regel über eine oder wenige fokale Kategorien in einer grammatisch-semantischen Funktionssphäre (vgl. Seiler 1985), während andere, diesen stark kategorisierten Optionen gegenüber „sekundäre“ Optionen entweder auf markierte Kontexte beschränkt sind oder stärker in der lexikalischen Sphäre verhaftet bleiben. Nicht selten dagegen ist die synchrone Koexistenz verschieden stark grammatikalisierter Abkömmlinge ein und derselben Ausgangsform mit dieser (lexikalischen) Ausgangsform selbst. So kennt das Deutsche eine friedliche Koexistenz diverser Abkömmlinge des Demonstrativums /der, die, das/: den bestimmten Artikel, das Relativpronomen, das starke oder focussierende Personalpronomen der 3. Person, die Konjunktion „dass“. Durch ihre unterschiedliche Distribution bleiben all diese Formen für praktische Zwecke hinreichend distinkt. Das Beispiel macht deutlich, dass die diachrone Argumentation bezüglich der „gleichen Dimension“ präzisierungsbedürftig wird, wenn man eine synchronische Perspektive einnimmt.

Multipel grammatikalisierte Elemente wie das Demonstrativum /das/ mit seinen zahlreichen Abkömmlingen, belegen, dass diachrone Grammatikalisierungsprozesse an den Eigenschaften relevanter Lexeme anknüpfen, die in ihrer jew. Dimension funktionsrelevant sind: Der Artikel an der „Als-bekannt-Setzung“, das Relativpronomen an der anaphorischen Referentialität und Relationalität,² das „starke“ Personalpronomen an der focusetablierenden Funktion, die Konjunktion an der Fähigkeit des Neutrums /das/, kataphorisch auf Propositionen zu verweisen. Mehrfach grammatikalisierte lexikalische Elemente indizieren eine (grammatisch relevante) Aspektheterogenität des (lexikalischen) Ausgangselementes.

Einzelnsprachen neigen in ihrer Grammatik zur dimensionsspezifischen Schwerpunktbildung, zur Etablierung unmarkierter „default“-Optionen, von denen ein Sog- oder Schwerkrafteffekt ausgeht. Und obwohl, wie zu zeigen sein wird, das in einer Dimension vorherrschende „Format“ keineswegs folgenlos, keineswegs pragmatisch oder semantisch indifferent ist, bleibt das synchrone Nebeneinander unterschiedlich stark grammatikalisierter Optionen durch andere Restriktionen begrenzt als das diachrone Nacheinander.

Während diachrone Grammatikalisierungsskalen im tatsächlich belegten Nacheinander von Formen und Konstruktionen außengestützt sind, haftet ihrem synchronen pendant unweigerlich ein größeres Quantum von Spekulation oder, freundlicher gesagt, theoretischer

¹ Insofern ist es nicht ganz unproblematisch, wenn Heine (1997:236) schreibt: „since diachronic processes tend to be retained in the synchronic state of a given language in the form of contextually defined variation, they are in much the same way an issue of synchronic description.“

² Der zweite gebräuchliche Kanal für die Genese von Relativpronomen: die Fragepronomina, setzt bei einer anderen, gleichfalls funktional relevanten Eigenschaft dieser Wörter an, bei der Markierung einer „offenen“ Argumentposition.

Setzung an: Soll die Komparation der Adjektive als stärker grammatikalisierte Gradierungsoption verstanden und mit Gradpartikeln und Gradadverbien zusammengeschlossen werden oder sollen beide zu einer breit angelegten Dimension des „Vergleichens“ gehören, die dann auch Konstruktionen mit /so...wie/ und den ganzen Apparat zur Vergleicheung von Prädikaten bzw. Propositionen umfassen müsste? Wie begrenzt man die Dimension der Modalität?

GRAMMATIKALISIERUNG, ONTOGENETISCH:

Als Grammatikalisierungsprozess kann man schließlich und endlich noch die Dimension des kindlichen Spracherwerbs verstehen, welche von den „monorhematischen“ Äußerungen des Kleinkindes zur allmählichen Etablierung topologischer und morphosyntaktischer Schemata im Sprechen führt. Dieser Prozess hat es einesteiils mit dem synchronischen Nebeneinander verschieden stark grammatikalisierter Optionen in der zu erwerbenden Sprache, anderenteils mit den recodierenden und re-repräsentierenden (Karmiloff-Smith 1992) Prozessen bei deren schrittweiser mentaler Rekonstruktion zu tun.

2. Grammatikalisierung und Spracherwerb

Schwenkt man den Blick vom synchronen Nebeneinander verschiedener Optionen in einer Dimension auf deren ontogenetische Erwerbsabfolge, so verschiebt sich die Optik nachhaltig. Auf der einen Seite haben wir typische Erwerbschronologien mit deutlicher Entsprechung in der diachronen Sphäre. So sind sich alle Experten darin einig, dass die stärker grammatikalisierten Optionen der „epistemischen“ Modalität (Konjunktiv, epistemischer Gebrauch der Modalverben) erst sehr viel später produktiv erworben werden als ihre „deontisch“ modalen Grammatikalisierungsquellen (vgl. Stephany 1986, Ramge 1987, Dittmar & Reich 1993). Bei diesen letzteren selbst ist die Verwendung als „Vollverben“ (/Ich kann das, ich will ein Eis, ich muss mal, du sollst das nicht/) früher als die auxiliare Verwendung.³ Für die oben erwähnten Abkömmlinge des Demonstrativums gilt Ähnliches (vgl. Karmiloff-Smith 1979). Hier (und in vielen anderen Fällen) scheint die ontogenetische Entwicklung ganz natürlich von den relativ autonomen, lexikalisch und semiotisch integren Optionen hin zu den stärker grammatikalisierten zu verlaufen.⁴

Auf der anderen Seite gibt es jedoch nicht minder deutliche Evidenz dafür, dass Grad und Art der einzelsprachlichen Grammatikalisierung von Kategorien und Funktionsbereichen die Erwerbschronologie ebenfalls nachhaltig beeinflussen (vgl. Slobin 1985 I und II, Bates & MacWhinney 1989). So führt die weitgehend eindeutige, durchsichtige und semiotisch integrierte grammatische Funktionsmorphologie des Türkischen zum frühzeitigen und konsistenten

³ die für den „ellipsophilen“ Grammatiker freilich schon immer im Hintergrund lauert: /Ich will das haben, du sollst das nicht machen.../.

⁴ Die Voraussetzung dafür ist natürlich, dass dem diachronen Nacheinander ein synchrones Nebeneinander im gegenwärtigen Sprachzustand entspricht.

ten Einsatz formaler Darstellungsmittel, die in anderen Sprachen erst sehr viel später erworben werden (vgl. Aksu-Koc & Slobin 1985)

Während Homologien zwischen Diachronie und Erwerbschronologie zu Spekulationen Anlass geben, welche eine Art von individueller Rekapitulation kulturhistorischer Entwicklungen vorsehen, scheinen die einzelsprachspezifischen Vorgaben des individuellen Erwerbsprozesses häufig in ein mildes „Whorfianisches“ Licht getaucht zu sein. Solche „starken“ Weiterungen sind jedoch keineswegs zwingend, wenn man den kognitiven „Doppelcharakter“ des individuellen Spracherwerbs bedenkt: einerseits ist die zu erwerbende Sprache ein autonomer Problemraum für sich, andererseits werden Zeichen und Mittel für die allgemeine und kulturelle Kategorienbildung angeeignet.

2.1. Primäre Automatisierung

Auf der anderen Seite gibt es jedoch Erscheinungen im kindlichen Grammatikerwerb, die einer gerade entgegengesetzten Entwicklungslogik zu folgen scheinen: von den am stärksten grammatikalisierten und quasi-mechanischen Optionen hin zu den „höheren“, dem Bewusstsein und dem Lexikon näheren. In den Sphären extrem niedriger syntagmatischer Variabilität und höchster Felddetermination, die ja als hoch grammatikalisiert gelten (z.B. Personenflexion des Verbs, Numerusformen der Nomina, Kasusreaktion, Genus-, Kasus- und Numeruskongruenz der pränuklearen Adnominalia), scheint es eine ontogenetisch primäre Grammatikalisierung und Automatisierung zu geben, deren Abfolgeregularitäten völlig anders organisiert sind und durch Ent- und Reautomatisierungsroutinen charakterisiert scheinen, wie man sie aus dem Erwerb der Pluralmorphologie und aus der Zuordnung der Nomina zu Genusklassen kennt (vgl. Macwhinney 1978, Mugdan 1977, Köpcke 1982, 1987).

Das scheint daran zu liegen, dass gerade die hoch automatisierten grammatischen Formen und Konstruktionen der Ausgliederung, der Analyse und der analogischen Rekombination die stärksten Widerstände entgegensetzen. Die involvierten grammatischen Zeichen sind meistens hoch kohäsiv, mit ihrer Umgebung verflochten, strukturell in der Ebene des gebundenen Morphems oder an der unteren Wortgrenze, in jedem Falle: wenig autonom, nicht frei kombinierbar und daher vom Lerner kaum aus den Zusammenhängen der fallweisen Verwendung herauszulösen. Sie werden von ihren Kontexten her konditioniert und mitgesteuert. In der Regel gehören die Optionen zu kleinen und geschlossenen Paradigmen, aus denen an der jeweiligen Redestelle eben nicht „frei“ gewählt werden kann.⁵ Vielmehr ist die jew. „Wahl“, sofern man an diesem Euphemismus festhalten möchte, einerseits obligato-

⁵ Was hier narrt, das ist die tiefe terminologische Zweideutigkeit des Ausdrucks „Paradigma“, der meist so verstanden wird, als impliziere er eine Wahl des Sprechers zwischen mehreren gleichermaßen zur Verfügung stehenden Optionen. In diesem Sinne bilden aber z.B. die Kasusformen eines N kein Paradigma, denn es gibt praktisch keine Position in der syntagmatischen Verkettung, an der zwischen mehreren Kasusformen gewählt werden könnte. Nicht einmal die Pröp. mit Akkusativreaktion für Direktional- und mit Dativreaktion für Lokalergänzungen sind diesbezüglich wirklich „frei“, da Direktionalia nur gewählt werden können, wenn sie von einer „entsprechenden“ Verbbedeutung mitgetragen werden. Ähnlich die Positionen des Personenparadigmas der Verben, die dem Sprecher durch seine Rolle eher „auferlegt“ werden, als dass er sie wählte. Ähnliches gilt für die Sing./Pl.-Option bei N. In allen Genusfragen hat man schon gar keine Wahl, sobald ein N gewählt ist.

risch, andererseits durch die pragmatische (und später kontextuelle) Konstellation des Sprechens weitgehend vorgetan und determiniert. Der Charakter der einschlägigen Operationen bleibt daher zunächst mechanisch und unbewusst, und nur durch spezifisch konditionierte Ent-Automatisierungen können sie sekundär bewusstgemacht und in den Fokus der Aufmerksamkeit gerückt werden.⁶ Je schwerer es den Grammatikern fällt, allgemeine Regeln für einen Bereich zu formulieren, desto wahrscheinlicher unterliegt dieser Bereich der primären Automatisierung (Artikelgebrauch, Pluralformen, Genus, Kongruenzmorphologie der adjektivischen Attribute) mit ihren eigentümlichen Stufenfolgen.

Dazu eine kleine Illustration: Im Deutschen stehen die (ausschließlich) mit primären Präp. fusionierten Formen des Artikels

/im, ins, am, vom, zum, zur/, sprechsprachlich auch /beim, vorm, mim, aufm, überm../

auf der Grammatikalisierungsskala höher als die „einfachen“ und (morphologisch) „freien“ Artikel. Ihre Verwendung in der Erwachsenensprache ist begrenzt auf diejenigen Kontexte, für die sich der nicht ganz glückliche Name der „semantischen Definitheit“ (im Gegensatz zur „pragmatischen“) eingebürgert hat (vgl. hierzu Ebert 1971, Diskussion bei Löbner 1985, Himmelmann 1997):

/Karl geht zum Arzt/ vs. /Karl geht zu dem Arzt, zu dem er immer geht/

Obligatorisch fusioniert wird da, wo es „pragmatische Definitheit“ (im Gegensatz zur „semantischen“) gar nicht gibt, also z.B. bei substantivierten Infinitiven:

/Das ist zum Kotzen; Er wendet sich zum Gehen; Er ist am arbeiten; Das kommt vom vielen Kratzen/

Die fusionierte Form dominiert auch da, wo Nomina inhärent possessiv sind (oder im Nahumkreis so verwendet werden, als wären sie es). Gerade in der vielfach auf das Nahumfeld begrenzten Kommunikation mit Kindern sind diese Formen häufig:

/vorm Haus, im Auto, am Schrank, am Kopf, im Bauch, ins Bett../

Eisenberg (1989:286) weist darauf hin, dass die Definitheitsopposition bei diesen Fusionsformen in Auflösung begriffen sei, während Himmelmann (1997) nur einem Marker für „semantische Definitheit“ überhaupt den genuine Artikelstatus zugestehen möchte. Möglicherweise gibt es für beide Positionen Argumente, die sich nicht einmal wechselseitig in ihrer Geltung ausschließen. Das haben wir hier nicht zu entscheiden. Beizusteuern haben wir lediglich die Beobachtung, dass diese fusionierten Formen in der Sprechsprache der Vorschulkinder einige bemerkenswerte Eigenheiten aufweisen können. Es versteht sich, dass der diachrone Grammatikalisierungskanal für den ontogenetischen Erwerbsprozess nur bedingt offensteht. Die fusionierten Formen können zwar ausdrucksseitig auf die „freien“

⁶ Noch die sprichwörtliche Folgenlosigkeit expliziten grammatischen Wissens für die tatsächliche Sprachbeherrschung gehört in diesen Zusammenhang.

Artikel bezogen werden, weil der Ausgangsvokal oder -konsonant der fusionierten Form auf den „Ausgang“ der „entsprechenden“ Artikelform verweist. Gleichwohl gibt es viele Kontexte, in denen eben nur die eine oder nur die andere Option gewählt werden kann. Das ist anders, wo der Differenz zwischen Fusion und Trennung grammatisch nichts entspricht, beide Formen also promiscue verwendet werden können:

*/Was für'n Brot willst?/ vs. /Was für ein Brot willst du?/
/vorn Haus/ vs. /vor dem Haus/*

Im synchronen Nebeneinander braucht die stärker grammatikalisierte Form gegenüber der schwächeren keine Kontextausweitung zu zeigen; sie tritt ja nicht an deren Stelle, sondern ergänzt die schwächer grammatikalisierte Option. Andererseits dürfte partielle Überlappung, wie im Falle der fusionierten und der freien Artikelformen, typisch sein. In diesem Falle dient die explizitere, stärkere, leichter zu focussierende Form ohne weiteres zur Reanalyse der impliziten, schwächeren und nicht zu focussierenden Form.

Andererseits zeigt aber die praktische Beherrschung („Behavioral mastery“; Karmiloff-Smith 1992) nur kleine, auf den ersten Blick ganz unauffällige Verschiebungen. Einmal scheinen Vorschulkinder die fusionierten Formen auch auf Eigennamen und Quasi-EN auszuweihen, was an sich nur konsequent ist, da EN ja den Inbegriff „semantischer Definitheit“ bilden. Auf der anderen Seite entsteht ein Konflikt mit der Option der Artikellosigkeit bei EN. In der Masse der absolut unauffälligen Belege findet man viele des Typs:

/Hier hinten wär' die Höhle vom Affe/

Wie auch immer man diese Daten im einzelnen bewerten mag, fest steht, dass gerade Optionen, die auf einer synchronen Grammatikalisierungsskala benachbart sind, einander oft kontextuell oder situativ ausschließen. Wenn beide Optionen nach ihrer Realisierungsform (i.e. morphologisch oder lexikalisch) verwandt sind, dann kann die eine vermittle der anderen eher reanalysiert werden als im Falle fehlender ausdrucksseitiger Beziehbarkeiten. Eine psychologische Folge dieses Umstandes ist die relative Isolierung gerade der am stärksten grammatikalisierten Optionen, deren Zusammenhang mit den weniger stark grammatikalisierten (jedenfalls in Flexionssprachen; in „isolierenden“ Sprachen sieht das anders aus) dazu tendiert, verloren zu gehen.

Demnach scheint es gerade im Falle der stark grammatikalisierten Muster eine Korrelation mit den Mechanismen der „primären Automatisierung“ zu geben, von der aus sich der Aneignungsprozess nur mühsam und partiell (vielfach erst vermittelt durch die Seh- und Objektivierungshilfen des Schreibens) einen Verbindungsweg zu freieren und flexibleren Optionen zurückbahnen muss. Es sind dies typischerweise rein „konstellativ“ konditionierte Formmuster, bei denen es keine Spielräume und keine semantischen Entscheidungen zu treffen gibt. Sie sind vielmehr automatisierte „Folgen“, gleichsam im Schlepptau anderer lexikalischer, grammatischer oder semantischer Entscheidungen.

2.2. Ausdrucksseitig unverbundene Kontinua

Weitaus häufiger (und für die Dynamik der Aneignungsprozesse interessanter) scheinen aber die Fälle zu sein, in denen die zu einer funktionalen Dimension gehörigen Optionen zwar ein Grammatikalisierungskontinuum bilden, dessen Felder aber nur partiell oder gar nicht ausdrucksseitig aufeinander beziehbar sind. Während es sich bei den isolierten und relativ stark grammatikalisierten Domänen überwiegend um das handelt, was Bühler (1934) als „Feldzeichen“ mit der inneren Organisation der Satz- und Textsyntax in Verbindung bringt, geht es im nunmehr thematischen Bereich eher um das, was Bühler (1934) „formalisierte Symbolwerte“ genannt hat: Zeichen, die einerseits aus begrenzten Optionensätzen tatsächlich gewählt werden (wie Tempus/Aspekt/Modus, wie Numerus, Determination, Grad, wie thematischer Status des Referenten etc.) und die andererseits an der Organisation des satzsyntaktischen Beziehungsfeldes gar nicht oder nur indirekt teilnehmen (z.B. wenn sie „kongruenzpassiv“ oder „regiert“ auftreten, wie der Konj. in bestimmten Nebensätzen etc.).⁷ Wenn man grammatisch-funktionale Sphären so bestimmt, dann findet man fast immer ein ausdrucksseitig unverbundenes Kontinuum von partiell überlappenden, aber insgesamt pragmatisch-semantisch distinkten Optionen (vgl. für die TAM-Komponente Lehmann 1991). In der Sphäre der epistemischen Modalität etwa gibt es die Verben der „propositional attitude“ (/glauben, hoffen, wissen, vermuten, dass.../), es gibt die Adverbien und Partikel (/bestimmt, vermutlich, wahrscheinlich.../ bzw. /wohl, ja, doch.../), es gibt modale Hilfsverben, die auf epistemische Modalität spezialisiert sind oder sie nebenbei bewältigen (/hätte, wäre, würde, dürfte, müsste.../ bzw. /soll, will, muss, kann/), und es gibt den flexivischen Konj. mit einer deutlichen Tendenz zur regierten Verwendung nach nicht-faktiven Prädikaten, unter denen die *verba dicendi* den prototypischen Fall abgeben:

/Er sagt, er habe geschlafen/ vs. /Er will geschlafen haben/ vs. /Er hätte wohl geschlafen/

Hier, wie in analogen Fällen, stellt sich die Frage, ob und wie benachbarte Optionen für einander Reanalysehilfen darstellen, obwohl es keine ausdrucksseitigen Brücken zwischen ihnen gibt, sondern nur pragmatische oder konstellative Ähnlichkeiten und Überschneidungen in der Verwendung.

⁷ Manchmal findet man an dieser Stelle auch die Unterscheidung zwischen „innensyntaktischen“ und „aussensyntaktischen“ Zeichen bzw. Funktionen. Wichtig ist jedoch auch der Hinweis, dass zwischen diesen beiden Bereichen keine scharfen Grenzen existieren. So sind z.B. die stark grammatikalisierten Kasus über regierte und semantische Adpositionen mit der Sphäre der „lexikalischen“ Relationen verbunden, die adnominale Kongruenzmorphologie unterhält Beziehungen zur „interferentiellen“ Kongruenz, die jedenfalls bewusstseinsnäher und weniger tief automatisiert ist. Auch bilden die Feldzeichen innerhalb des Satzes ein Kontinuum zwischen den zentralen vom Prädikat „mitgesetzten“ Relationspartnern und den durch semantische Kasus und Adpositionen „angebauten“ (vgl. Lehmann 1995:107ff). Je weniger ein Relatorzeichen durch die Leerstellen des Prädikats definiert und determiniert ist, desto eher trifft die klassische Zeichendefinition auf es zu: der Inhalt der Relation ist dann allein der Inhalt des Zeichens, das sie ausdrückt. Umgekehrt hat ein Zeichen keinen eigenen Inhalt (und wird zum blossen Diakritikon gedrückt), wenn es allein zwischen den gesetzten Relationspartnern eines Prädikats unterscheidet. Von jeher hat man in der Kasustheorie zwischen „grammatischen“ (d.i. bloß diakritischen) und „konkreten“ (d.i. dem „Anbau“ von Relationen dienenden) Kasus unterschieden.

2.3. Hochkonjunkturen, Kontexterweiterungen und U-Kurven

Der „lexikalische“ Gebrauch eines wasbestimmten Zeichens ist durch dessen Referenzpotential oder durch dessen prädikativ-charakterisierenden Wert fallweise bestimmt.⁸ Das jedenfalls lehrt uns die alltägliche Sprach-Ideologie, und wir wollen es einen Augenblick für bare Münze nehmen. Lexikalische Wahlen sind kommunikativ thematisierbar und (vergleichsweise) bewusstseinsnah. Wir werden weiter unten argumentieren, dass neben der (immer syntagmatisch und diskursiv eingeschränkten) semantischen Autonomie für den „lexikalischen“ Status eines Sprachzeichens auch andere, eher „formale“ Gesichtspunkte wichtig sind oder werden können. Vielleicht empfiehlt es sich sogar, den „Wort“-Status aus seiner höchst suggestiven Kopplung mit dem Lexikon zu lösen. Zunächst einmal stehen „Wörter“ höher in der Rhematisierbarkeitshierarchie als Klitika und Affixe. Das besagt zunächst nicht viel über ihre semantische „Autonomie“, es indiziert nur die Existenz „anderer Möglichkeiten“ an der rhematisierten Stelle. Möglicherweise ist die notorisch sperrige, gegen Definitionsversuche spröde Worteinheit überhaupt am besten reflexiv bestimmbar: als einzelsprachlich optimale Einheit der bewussten Ausgliederung. Das sei jedoch einstweilen, wie es mag.

Diachrone Grammatikalisierungsprozesse involvieren, neben dem Rückgang der semantischen Autonomie und der semiotischen Integrität, die Reduktion kontextueller Beschränkungen. Das eine ist gleichsam das distributionelle Pendant des anderen. Denn was in eine Unzahl wechselnder Zusammenhänge als Steuerzeichen invariant eingesetzt werden kann oder muss, das verliert automatisch seinen klar umrissenen semantischen Eigenwert. Es wird gewissermaßen „synsemantisiert“ (vgl. Lehmann 1995:156). Ein augenfälliges Beispiel für den Zusammenhang zwischen der Reduktion kontextueller Beschränkungen und dem Bedeutungsverlust bilden die „Affixoide“ in der Wortbildung. Während man das lexikalische Bestimmungswort in /saudoo/ noch als konkreten und semantisch motivierten „Vergleich“ interpretieren kann, reduziert sich die Bedeutung von /sau-/ in der Reihe /saugut, saustark, sauschön, sauheiß, saukalt.../ zu einem Gradaffix für „hohe Ausprägung“ der im Grundwort / Adjektiv bezeichneten Eigenschaft. Ob man freilich bei solchen Prozessen den graduellen Verlust der lexikalischen oder die graduelle Entstehung einer neuen, „grammatischen“ Bedeutung in den Vordergrund stellt (vgl. zur Diskussion Diewald 1997:18ff), tut nichts zur Sache. Die kategoriale Differenz bleibt bestehen, sie wird in einer solchen Reihe erst erzeugt. Semiotisch mutiert das referenzfähige Lexem zuerst zum dekategorierte Vergleichskonzept in der Komposition und dann zum abstrakten Gradzeichen, das zwar noch nicht „paradigmatisiert“ ist, aber doch schon einen Teil seiner ausdrucksseitigen Autonomie eingebüßt hat, indem es zum gebundenen Morphem wurde (dem freilich noch ein ausdrucksseitig identisches freies und lexikalisches Morphem zur Seite steht). Nicht jede Kontextexpansion ist freilich ein Grammatikalisierungsprozess.⁹

⁸ Man kann darüber spekulieren, ob sich das Referenzpotential eines (lexikalischen) Sprachzeichens in situierten joint-attention-Routinen herausbildet und sukzessiv beim Zeichen selbst als dessen Eigenwert befestigt. Die charakterisierende Funktion des Zeichens gegenüber dem Referenten ist stärker syntagmatisch vermittelt, da sie sich erst in der Verkettung von referentiellen und präzisierenden Zeichen herausbildet (bzw. in der Disjunktion von Nennfunktion und Zeichenbedeutung).

⁹ Vgl. Lehmann (1991) zur Ausbreitung des Movierungssuffixes /-in/ im Deutschen. Ob das ASTA-Plakat mit der Aufschrift /Erstsemester/-innen-Fete/ eine Übergeneralisierung oder ein Scherz war, lassen wir vorsichtshalber ungeklärt.

Was nun den kindlichen Erstspracherwerb betrifft, so gibt es eine Reihe von Beobachtungen, die den Schluss nahelegen, dass es auch dort „ähnlich strukturierte“ Abläufe gibt. Drei von ihnen werden wir im Folgenden vorstellen: Reanalysefehler, Hochkonjunkturen, und U-Kurven.

Bei solchen Analogien ist jedoch größte Vorsicht geboten. Bei weitem nicht alle Komponenten und Determinanten diachroner Prozesse haben eine klare Entsprechung in der Synchronie und vice versa. Vorab also eine Liste einschränkender Bemerkungen, die sich durchaus verlängern ließe:

1. Die „Grammatikalisierung“ des kindlichen Sprechens verläuft strikt parallel zu seiner „Lexikalisierung“. Das haben Werner & Kaplan (1963:190ff) in einer klassischen Untersuchung gezeigt, welche die Entwicklungsstufen von lexikalischer Umgrenzung und morphosyntaktischer Variabilität als insgesamt parallel rekonstruiert. Dagegen besteht der „Input“ diachroner Lexikalisierungsprozesse aus Konstruktionen und Ausdrücken mit voll etablierten lexikalischen und grammatischen Gebrauchsweisen.¹⁰
2. In die kindliche Aneignung grammatischer Formen und Muster geht die allgemeine kognitive Entwicklung als variabler Steuerfaktor ein, Kinder „entnehmen“ dem sprachlichen Angebot die Bezüge, die sie verarbeiten und für sich systematisieren können. Dagegen ist der kognitive Hintergrund diachroner Grammatikalisierungsprozesse wohl als halbwegs konstant anzunehmen.¹¹
3. Alle Stadien und Etappen des kindlichen Grammatikerwerbs sind durch den gleichen (idealen) Sprachzustand geprägt, der lediglich selektiv und nach sich entwickelnden Prinzipien angeeignet wird. Dagegen besteht der „Input“ diachroner Grammatikalisierung immer aus dem letztvorigen Sprachzustand.¹²
4. Während der strukturelle Status der Ein- und Ausgangselemente in diachroner Grammatikalisierung halbwegs klar zu sein scheint, unterliegen die Ein- und Ausgangselemente der ontogenetischen Grammatikalisierung ständiger operationaler und prozessualer Transformation. Die Evidenz für ontogenetische Grammatikalisierungsprozesse ist demgemäß eher indirekt und oft vertrackt.
5. In der diachronen Grammatikalisierung glaubt man zu wissen, wann formative Veränderungen ein „neues Zeichen“ hervorgebracht haben: Wenn das allgemeine Sprachbewusstsein einen „Abkömmling“ mit seiner fortexistierenden Quelle nicht mehr zusammenbringt (vgl. Diewald 1997:21 zum Beispiel FRANZ /avoir/ und dem daraus entstandene synthetische Futur /j`ir-ai/ etc.). In der Erwerbsperspektive ist jedoch weder der semiotische Status einer gebrauchten Form eindeutig noch ist immer klar, ob und in welchem Sinne gerade grammatische Elemente auch für das Kind Zeichenstatus haben. Es dürfte auch weitgehend akzeptiert sein, dass „distributional learning is possible even in the ab-

¹⁰ Lehmann (1989) weist jedoch auf die weitgehenden Parallelen zwischen Grammatikalisierung und Lexikalisierung auch in diachroner Perspektive hin.

¹¹ Wir setzen voraus, dass niemand das Bedürfnis verspürt, den vor dem Hintergrund des zerfasernen junggrammatischen Ansatzes entwickelten Gedanken wiederzubeleben, der kindliche Spracherwerb sei selbst ein kapitaler Faktor des Sprachwandels. Bei Stern & Stern (1928) finden sich noch Nachklänge dieses Gedankens.

¹² Relativiert werden diese Kautelen alle durch den Umstand, dass auch diachrone Grammatikalisierungsprozesse natürlich durch den Kopf der Sprecher hindurch gehen und nichts anderes sind als Verschiebungen in den Parametern, die dieses Sprechen steuern.

sence of semantic interpretation“ (Bates & Macwhinney 1989: 67). Anders gesagt: Im kindlichen Spracherwerb – das macht seine Beobachtung so kompliziert – entstehen ständig „neue“ Zeichen, obwohl sie ausdrucksseitig längst „da“ sind, unauffällig gebraucht und vor allem: vom Beobachter „wahrgenommen“ werden.¹³ Für die Grammatikalisierungsprozesse im kindlichen Spracherwerb verschärft sich das Problem unserer Strategien bei der Wahrnehmung und Interpretation frühkindlicher Äußerungen (vgl. hierzu Tracy 1996).

6. Die Struktur eines Ausdrucks verrät uns nichts über die „Korngröße“ seiner Semiotisierung im kindlichen Sprachgebrauch.¹⁴ Für diese „Korngröße“ haben wir nur indirekte und vermittelte Anhaltspunkte in auffälligen Erscheinungen des Grammatikerwerbs. Drei dieser auffälligen Erscheinungen wollen wir kurz vorstellen.

REANALYSE-FEHLER

Reanalyse-Fehler, das hat man immer gewusst, sind nicht einfach „Fehler“, es sind die bekanntermaßen für die Spracherwerbsforschung aufschlussreichen „Fenster“, durch die wir die Selbstorganisation des kindlichen Sprechens beobachten können. Am auffälligsten sind sie in der Morphologie mit ihren, im Vergleich zur Syntax, sehr strikten Richtigkeitsnormen. Dort hat man denn auch zuerst bemerkt, dass Kinder, nachdem sie zuvor vielfach die „richtigen“ Formen gehört und gebraucht haben, zu analogischen Mustern nach starken Vorbildern greifen: /gehte, Schühe, vieler./, zu „Doppelpluralen“ wie /Büchers/, „Doppelimperfekten“ wie /gingte/ (Stern & Stern 1928:141) etc. Offenbar zeigen diese Formen eine grundstürzende Reorganisation der Sprechoperationen an, einen Übergang von der Repetition zur Konstruktion von Formen auf der Grundlage analogischer Muster. Ähnliche Beobachtungen, vielfach weniger spektakulär, lassen sich auch in anderen Feldern des Spracherwerbs machen (vgl. Karmiloff-Smith 1979, 1985 über den Gebrauch von Artikeln und Pronomen, Bowerman 1982 über die Semantik von Verben, Feilke 1998 über die Konjunktion /dass/).

Charakteristisch für diese Erscheinungen ist ein „Rückschritt“ auf der Ebene der korrekten Formbeherrschung verbunden mit einem „Fortschritt“ in der Ebene der Aneignung, Differenzierung und Repräsentation der betroffenen Formmuster. Anzeigt wird durch solche Reanalyse-Fehler eine Verschiebung im Gefüge der operational relevanten sprachlichen Einheiten. Die freilich ist alles andere als einfach zu beschreiben. Das stark konnektionistisch inspirierte „competition“-Modell von Bates & Macwhinney (1989) hypostatisiert in der Sphäre der deutschen Pluralmorphologie die Abfolge von „rote“, „rule“ und „analogy“

¹³ Bei weitem nicht jeder „behavioral change“ ist auch „representational change“ und vice versa; vgl. Karmiloff-Smith (1992:19). Oft ist nur indirekt zu erkennen, dass bereits beherrschtes „Material“ seinen operativen semiotischen Status verändert hat. Im übrigen verweist dieses Beobachtungsproblem nur auf sein Anaogon in der Sprache der Erwachsenen. Wirklich sicher ist eigentlich nur, dass die grammatischen Zeichen für den Linguisten Zeichenstatus in dem Sinne haben, dass ihre „Funktion“ oder „Bedeutung“ beschrieben werden kann. Für den Sprachbenutzer tauchen sie lediglich in Lagen der forcierten Diakrise zwischen Ausdrücken oder Konstruktionen aus dem Meer der mechanisch konditionierten „richtigen“ Formen auf.

¹⁴ Streng genommen gilt das auch für die Erwachsenensprache, wie Helmuth Feilke in seinen Untersuchungen zur Ausdrucksbildung zeigt (vgl. Feilke 1994, 1996).